



Grössenwahn oder Mässigung

Der Kubus, die Ersatzspielstätte von Konzert Theater Bern auf dem Waisenhausplatz, erhält seine Ummantelung.

Foto: Adrian Moser

Vierorts entstehen neue Konzerthäuser, andere werden saniert – ein künftiger Nutzen jedoch ist ungewiss. Bestandsaufnahme in Basel, Bern, Luzern und Hamburg.

Torsten Möller — Geht es um grössere Bauprojekte, ist kompliziert noch ein beschönigender Ausdruck. In der Regel verschieben sich bei opulenten Neubauten die anvisierten Richtfeste und damit auch die Eröffnungen. Am Berliner Grossflughafen Schönefeld sollte 2007 der Flugbetrieb starten. Dann folgten hanebüchene Sturzflüge. Professionelle Optimisten sprechen offen von einer Verspätung von einem Jahrzehnt. Mit hoher Wahrscheinlichkeit wird man aber auch im nächsten Jahr die Folgen von Firmenpleiten, Fehlplanungen und Brandschutzproblemen nicht im Griff haben. Aus den ursprünglichen Kosten von einer Milliarde Euro wurden nach Schätzungen sechs Milliarden.

Ein Konzerthaus ist kein Flughafen, glücklicherweise. Aber auch im Kulturellen kann es zu Problemen kommen. Berühmtes Beispiel: die Hamburger Elbphilharmonie, deren Kosten im Steilflug stiegen. Von 186 Millionen Euro gingen Planer wie Politiker 2003 aus. Offenbar nicht eingerechnet war das bei Bauunternehmern beliebte Taktieren und gleich mehrere gravierende Probleme an den Schnittstellen von Bauherr, Planer und Ausführenden. Nun,

etwa sieben Monate vor der offenbar fest anvisierten Eröffnung im Januar 2017, ist nicht die Rede von Milliarden, aber doch von 865 Millionen, die das zugegebenermassen hübsche Haus des Basler Architektenduos Herzog & de Meuron kosten soll.

Kultur- statt Kindertagesstätten

Christoph Lieben-Seutter ist Generalintendant der Hamburger Elbphilharmonie. Als er von Wien nach Hamburg kam, machte er oft den Taxifahrer-Test. Durch Fragen wie «Kennen Sie die Elbphilharmonie?» oder «Was halten Sie davon?» hat er die Stimmung mitbekommen – damit auch den Stimmungsumschwung. Verständnis hat Lieben-Seutter für so manche Vorbehalte: «Da war wirklich eine sehr grosse Begeisterung in der Stadt», sagt er, «die jetzt sicher abgeflacht ist, das ist keine Frage. Hauptsächlich wegen dieser Kostenentwicklung, die dann natürlich in den Medien drastischer dargestellt wird, als sie tatsächlich ist (...): Ja, ihr baut uns da ein grössenwahnsinniges Projekt in den Hafen und gleichzeitig werden die Kindertagesstätten zugemacht.»

Grössenwahnsinn? Ja, daran kann man schon denken, wenn von neuen Konzerthäusern die Rede ist. Hierzulande geht das nun schon fast ein Jahrzehnt dauernde Ringen um die Luzerner Salle Modulable in die nächste Runde. Zumindest ein Standort ist nun endlich ausgemacht. Das so genannte «Inseli» just neben dem KKL soll das moderne Mehrspartenhaus tragen, das durch seine Variabilität Theater, Oper und Konzerte beherbergen soll, die flexible Räumlichkeiten und multimediale Möglichkeiten brauchen. 208 Millionen Franken sind die derzeit veranschlagten Gesamtkosten. Ob die Luzerner Bevölkerung mitspielen wird im kulturellen Monopoly und bei der drastischen Veränderung ihres «Inseli» bleibt abzuwarten. Am 27. November dieses Jahres kommt es zum grossen Showdown: Eine Volksabstimmung wird das ambitionierte Projekt vorantreiben oder: zu Grabe tragen.

Es ist nicht leicht, sich zu orientieren im kulturpolitischen Wirrwarr, das um die grossen Konzerthaus-Projekte kreist, sei es in Luzern, Basel, Hamburg, München oder Bochum. Angesichts notorischer Finanzprobleme gerade deutscher Städte

verwundert es, wenn Christoph Lieben-Seutter meint, dass Gelder vorhanden seien. Seine Begründung: «Eine ganz grosse Rolle spielt sicherlich Prestigedenken, das allgemein stark gestiegene Interesse an moderner Architektur, dass du mit bemerkenswerter Architektur wirklich einen Standortfaktor hast – sowohl im Wettbewerb der Städte als auch im Tourismus. Über Bauten lassen sich grössere Projekte generell gut vorantreiben. Da gibt es immer Investoren, da gibt es immer wieder Interessenten, da ist es auch leichter, Sponsoren zu finden, die sich verewigen wollen oder Spender. Also für ein Bauwerk findet man relativ schnell eine machbare Lösung, viel leichter, als für die späteren Betriebskosten für so ein Haus.»

Vernachlässigt: laufende Kosten

Lieben-Seutter spricht etwas an, das man gerne verschweigt: Mit dem Bau eines schmucken, möglichst vom Star-Architekten entworfenen Konzerthauses ist es nicht getan. In Luzern rechnen die Planer mit laufenden Kosten von 31 Millionen Franken pro Jahr. In Hamburg ist das künftige Finanzierungsmodell ungleich komplizierter; bisher hat sich die Stadt jedenfalls bereit erklärt, jährlich einen Zustupf zu geben von etwa sieben Millionen Euro, dabei ist jedoch neben der Elbphilharmonie auch der Unterhalt der grossen Laeiszhalle eingerechnet. Sage und schreibe 280 Konzerte sollen pro Jahr in der Elbphilharmonie stattfinden bei einer Kapazität von knapp 2100 Plätzen. Rechnet man die weiter betriebene Laeiszhalle mit ihrem Fassungsvermögen von ebenfalls über 2000 Plätzen dazu, sind es etwa eine Million Zuhörer, die jedes Jahr die kulturellen Ereignisse verfolgen sollen. Dazu zählen viele Konzerte der Hamburger Symphoniker, aber sicher auch leichtere Kost so manch externen Veranstalters.

Kompliziert sind offenbar nicht nur die Bauten an sich. Auch die Hochrechnungen für die Zukunft sorgen für Kopfzerbrechen. Wer soll denn in zehn Jahren die Musik in den neuen Konzert- oder Opernhäusern in Hamburg, Oslo, München, Bochum oder Luzern verfolgen? Graue Häupter in den Sälen stimmen ebenso bedenklich wie die in ältere Konzerthäuser eingepflanzten Fahrstühle und Rollstuhlrampen. Auch Musiksoziologen sehen die Lage skeptisch. Hans Neuhoff, Professor für Musiksoziologie an der Kölner Universität, sieht in absehbarer Zeit eine deutliche Zäsur in Sachen Hochkultur: «Scheiden die geburtsstarken Jahrgänge (...) ab Ende der 2020er-Jahre sukzessive aus dem Konzertbesuchsalter aus, wird es zu einem raschen Einbruch der Besucherzahlen kommen, zumal sich der Musikgeschmack der nachrückenden, MTV- und internetsozialisierten Jahrgänge noch weiter von einer Klassikaffinität entfernt haben wird. Spätestens ab 2030 ist daher mit einem tief greifenden Strukturwandel zu rechnen.»

Kompromisse oder pure Vernunft?

Von der schwindenden «Klassikaffinität» sind auch Theater und Schauspiel betroffen. Dennoch ist Luzern mit dem variablen Mehrspartenhaus auf einem besseren Weg als jene Konzerthaus-Projekte, die sich nur nach den Bedürfnissen der klassischen Orchestermusik des 18. und 19. Jahrhunderts ausrichten. Tatsächlich ist ein Neubau immer ein Kompromiss. Wer Beethovens oder Mahlers Sinfonik in bester Qualität zu Gehör bringen will, schliesst aus

räumlichen und klanglichen Bedingungen vieles aus. Das Sprechtheater, aber auch jegliche akustische Verstärkung. Wer schon einmal eine kleine Jazz- oder Rockbesetzung in einem akustisch hoch getrimmten Konzertsaal gehört hat, weiss, wovon die Rede ist. Bässe wummern gewaltigst, Resonanzen türmen sich zusammen zu einem dem Hören abträglichen Oberton-Orkan.

In Bern geht man einen anderen Weg als den der akustischen Optimierung. Die «Engführung» von Schauspiel und Musik hat hier Tradition. Der Mangel an erschwinglichem Baugrund könnte die Ursache sein für die weniger kostenintensive Sanierung des alten, 1903 von René von Wurstemberger errichteten Theaters und in den Folgejahren des Kulturcasinos, in dem die Konzerte stattfinden. Auch darüber hinaus bleibt die in der Schweiz einmalige Zusammenfassung von vier Sparten, also von Tanz, Theater, Oper und Konzert, im Rahmen der Stiftung Konzert Theater Bern vernünftig – **wie auch jener Weg, den Basel beschreitet. Nach einem berechtigten Einspruch der Bürger gegen einen spektakulären Konzerthaus-Neubau der Architektin Zaha Hadid begann im Februar dieses Jahres die Realisierung des Entwurfs von Herzog & de Meuron. Mit typischem Basler Understatement gibt es keinen Protzbau, sondern eine Ertüchtigung des im Jahr 1876 nach Plänen von Johann Jacob Stehlin errichteten Musiksaals. Die Implantierung einer – wie es in den Slogans der neugebauten Konzerthäuser heisst – «High End Acoustic» war nicht nötig, da der 1500 Plätze bietende Raum mit seinem bewährten Schuhschachtel-Prinzip ausserordentlich gut klingt. Was dem Saal jedoch fehlt, ist ein grösserer Service-Bereich, der heute immer wichtiger wird, jedoch damaligen Sparzwängen zum Opfer fiel.**

Herzog & de Meuron schaffen mehr Platz, indem sie zusätzlichen Raum für das Foyer, für Künstleräume und Service aus dem alten Baukörper geradezu herauswachsen lassen. Sie fügen dem Original keine neue Architektur zu, sondern kopieren die stehlinische Formensprache für den erweiternden Anbau. Dass das Neue das Alte nachahmt, mag nicht im Sinne mancher Architektur-Puristen sein. Neben dem Respekt vor der vielerorts fehlenden historischen Tiefe hat die Lösung jedoch auch den Vorteil, künftigen Planungen Raum zu lassen. Eventuell könnte aus dem Stadtcasino ein besonderer Ort für Neue Musik werden oder aus der Barfüsserkirche einer für Geistliche Musik. Die Zukunft wird darüber entscheiden. In Basel auch jene Öffentlichkeit, die an manch anderen Orten leider nicht mitbestimmte. Zu oft scheinen neue Konzerthäuser geboren zu sein aus einer Gemengelage von städtischem Prestigedenken, von einer mächtigen Tourismuslobby oder der Geltungssucht einzelner Politiker.

Mehr zum Thema

Die Mai-Ausgabe des deutschen Magazins für Musiker und Management *das Orchester* ist dem Thema *Baustelle Konzertsaal – Sanierung, Neubau, Abriss* gewidmet. Neben vielen deutschen Häusern kommt das Genfer Provisorium, die «Opéra des Nations», eine Holzkonstruktion aus vorgefertigten Modulen unweit des UNO-Sitzes, zur Sprache.

> www.dasorchester.de

Am 5. Juni stimmen Zürichs Einwohnerinnen und Einwohner über die Renovation der Tonhalle und den Umbau des Kongresshauses ab.

> www.tonhalle-orchester.ch/renovation

Mégalomanie ou modération

Résumé: J.-D. Humair — Quand on construit de grands bâtiments, les retards sont fréquents. Le nouvel aéroport de Berlin Schönefeld a pris un retard de plus de dix ans, son budget initial a été multiplié par six. Une salle de concert, ce n'est pas un aéroport, mais les problèmes n'y sont pas rares pour autant: La Philharmonie de l'Elbe à Hambourg en est un bel exemple. En 2003, son coût avait été fixé à 186 millions d'euros. Aujourd'hui, on espère que le bâtiment sera terminé en janvier 2017. Il aura coûté finalement 865 millions.

Directeur de la Philharmonie de l'Elbe, Christoph Lieben-Seutter a souvent pratiqué le «test du chauffeur de taxi», un moyen efficace de connaître l'opinion publique. Il a senti chez eux un revirement. D'abord fiers de cette construction, ils se sont peu à peu fâchés par son coût exagéré, alors qu'en parallèle la ville n'a pas d'argent et ferme des garderies. Le mot «mégalomanie» est sorti plusieurs fois. A Lucerne, le projet de la Salle Modulable subit à peu près le même sort: il a fallu presque dix ans pour qu'on trouve enfin un lieu où la réaliser. On estime qu'elle coûtera 208 millions. Et le peuple sera consulté à son sujet en votation populaire le 27 novembre prochain. Il n'est pas simple aujourd'hui de se lancer dans de grandes constructions dédiées à la culture, que ce soit à Lucerne, Bâle, Hambourg, Munich ou Bochum. Christoph Lieben-Seutter est cependant optimiste, et il estime que même si les finances des villes sont serrées, l'argent devrait se trouver pour construire un lieu d'envergure. Le prestige, l'attrait touristique, l'intérêt grandissant pour l'architecture moderne motivent les investisseurs.

Ce qui complique la situation, c'est le fait que le public des salles de concert est de plus en plus âgé. Hans Neuhoff, professeur de sociologie musicale à l'Université de Cologne estime qu'à la fin des années 2020, on assistera à un effondrement rapide de la fréquentation de ces lieux. Les salles pouvant accueillir différents types de spectacles, comme la future Salle Modulable de Lucerne, semblent les mieux profilées pour affronter l'avenir. Mais une salle est toujours un compromis, car l'acoustique nécessaire à une symphonie de Beethoven n'est pas du tout la même que celle qui convient à un concert de jazz ou de rock.

A Berne, on a préféré rénover des lieux existants: le Théâtre de la ville, puis quelques années plus tard le Kultur-Casino. A Bâle, après que la bourgeoisie a fait opposition à la construction d'une nouvelle salle spectaculaire, les architectes Herzog et de Meuron vont agrandir et restaurer la Salle de musique, construite en 1876. Cette voie pragmatique semble plus raisonnable que les chantiers pharaoniques issus de municipalités en quête de prestige, de lobbies touristiques ou de l'orgueil de certains politiciens.